

beziehungswweise

INFORMATIONSDIENST DES ÖSTERREICHISCHEN INSTITUTS FÜR FAMILIENFORSCHUNG OKTOBER 2020
WWW.OIF.AC.AT

INHALT

- | | |
|---|--|
| <p>1 STUDIE Modern oder traditionell – eine Frage der Interpretation!
Über die Mehrdeutigkeit von alltäglichen Begriffen</p> | <p>6 STUDIE Frauenförderung durch Arbeitszeitmodelle?
Kaum Fortschritt bei der Geschlechtergleichstellung</p> |
| <p>5 SERIE EinBlick in die Forschung
Warum eigentlich qualitative Forschung?</p> | <p>8 SERVICE Publikationen
Digitale Medien und Familienkultur
Wie Jugendliche 2020 ticken
Was pflegende Angehörige brauchen</p> |

STUDIE

Modern oder traditionell – eine Frage der Interpretation!

Über die Mehrdeutigkeit von alltäglichen Begriffen

VON CHRISTIANE RILLE-PFEIFFER UND OLAF KAPELLA

Wir erfahren unsere alltägliche Welt häufig in Gegensätzen, wie etwa hell oder dunkel, stark oder schwach, richtig oder falsch. Diese Art des Denkens erleichtert es uns, die Dinge schnell und eindeutig zu erfassen. Gleichzeitig hat es jedoch oftmals zur Folge, dass Sachverhalte sehr vereinfacht wahrgenommen werden und damit der Blick für die Vielfalt verloren geht. In dieser Vereinfachung lässt sich zudem nicht berücksichtigen, dass Sachverhalte individuell ganz unterschiedlich interpretiert und mit Bedeutung gefüllt werden können.

Auch in den Sozialwissenschaften gehören das Denken in Kategorien und die wertende Unterscheidung zum gängigen Methodenrepertoire. Angeregt durch eine aktuelle Studie möchten wir im Folgenden dafür sensibilisieren, dass die in der Wissenschaft und im gesellschaftlichen Diskurs verwendeten Begrifflichkeiten oftmals nicht so eindeutig sind wie sie erscheinen, beziehungsweise wie es durch einen bloßen Zahlenwert zum Teil

suggeriert wird. Vielmehr unterliegen sie einem vielfachen Interpretationsprozess, zum Beispiel durch die Studienteilnehmer/innen, Forscher/innen, Leser/innen. Eine erhöhte Sensibilität gegenüber den vielschichtigen Bedeutungen von Begrifflichkeiten ist besonders dann gefragt, wenn Untersuchungen als Grundlage für politische Entscheidungen dienen sollen.

Die von der Arbeiterkammer Niederösterreich beauftragte und vom ÖIF durchgeführte Studie „Kleinkindbetreuung in Niederösterreich“ analysierte die Bedürfnisse von niederösterreichischen Eltern hinsichtlich der Kleinkinderbetreuung. Die insgesamt 1.957 Studienteilnehmer/innen wurden auch ersucht, ihre persönlichen Einstellungen zum Thema Familie zu bewerten. Dazu sollten sie sich auf einer Skala zwischen den gegensätzlichen Dimensionen „traditionell“ (= 1) beziehungsweise „modern“ (= 5) einschätzen¹. Die hierdurch erzielten Ergebnisse ermöglichten eine statistische Auswertung über die



Rille-Pfeiffer, Christiane; Kaindl, Markus; Kapella, Olaf (2020): Kleinkindbetreuung in Niederösterreich. Bedarf und Bedürfnisse von Eltern. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF Working Paper 92).

¹ Die beiden Fragen wurden im Fragebogen folgendermaßen formuliert: Frage 1: „Wie würden Sie grundsätzlich Ihre persönliche Einstellung zum Thema Familie bezeichnen? Schätzen Sie sich bitte auf einer fünfstufigen Skala als traditionell (1) oder modern (5) in ihrer Einstellung zur Familie ein.“ Frage 2: „Bitte erklären Sie kurz, was Sie darunter verstehen, wenn Sie sich als eher traditionell oder als eher modern einschätzen?“

Verteilung dieser Merkmale unter den Eltern. Um nun besser verstehen und interpretieren zu können, wie die Befragten zu dieser Einschätzung gelangten beziehungsweise was die Begriffe traditionell und modern für sie selbst bedeuteten, wurden die Befragten ersucht, dies näher zu erläutern.

Klare Positionierung oder neutrale Antwort

Wie eine erste statistische Analyse zeigt, beschrieb sich nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der befragten Eltern als eindeutig traditionell (7,1 %) beziehungsweise modern (12,4 %). Die meisten Befragten wählten also keine der beiden polaren Kategorien, sondern eine in der Mitte liegende Kategorie (siehe Abbildung).

Dieses Ergebnis spiegelt zunächst ein in sozialwissenschaftlichen Studien festgestelltes Antwortverhalten wider. So tendieren Befragte manchmal dazu, sich nicht klar zu positionieren, sondern eine – gewissermaßen neutrale – mittlere Bewertung zwischen den Extremwerten abzugeben. Dabei ist die „Tendenz zur Mitte“ umso größer, je unsicherer die Studienteilnehmer/innen in ihrer Antwort sind. Die Frage, *warum* sich die Eltern so häufig für eine mittlere Kategorie entschieden haben, könnte bei einem rein quantitativen Vorgehen nicht weiter interpretiert werden.

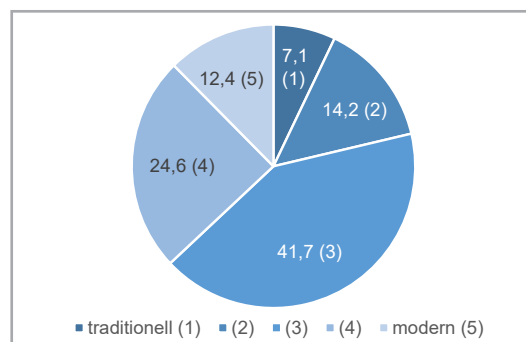
Da im Rahmen der hier vorgestellten Studie die Studienteilnehmer/innen jedoch ersucht wurden, ihre Einschätzung näher zu erklären, konnten die Forscher/innen Anhaltspunkte für die weitere Interpretation finden. So scheint die Wahl einer eher neutralen Antwort zweierlei zu bedeuten: Ein Teil der befragten Mütter und Väter nimmt sich tatsächlich in einer Mittelposition wahr, also weder eindeutig traditionell noch eindeutig modern.

„Wir sind beide berufstätige Arbeiter, und ich bin nun in Karenz zuhause. Mein Mann war zwei Monate in Karenz und ein Monat im Papamonat. Deswegen sind wir meiner Meinung nach ein gesundes Mittelmaß.“ (ID 316, Frau, Wert 3 - mittel)

„Ich bin der Meinung, dass ein guter Mittelweg oft die beste Alternative ist und versuche herauszufinden, was für unsere Familie passend ist.“ (ID 742, Frau, Wert 3 - mittel)

Demgegenüber gibt es Eltern, die in ihrem Familienalltag sowohl traditionelle als auch moderne Elemente entdecken. In diesem Fall stellt die neutrale Position gewissermaßen den kleinsten gemeinsamen Nenner der beiden Extrempositionen dar.

Abbildung: Selbsteinschätzung beim Thema Familie



Quelle: Befragung Kleinkindbetreuung NÖ (2019); n = 1.957; ÖIF Auftraggeberin: AK Niederösterreich

„Beides. Traditionell: Alleinverdiener und Hausfrau. Modern: Einer von wenigen Vätern, der mit Kindern in Babytrage und Kinderwagen allein unterwegs ist, mit den Kindern Einkäufe erledigt, etc.“ (ID 846, Mann, Wert 3 - mittel)

„Es trifft beides zu, jedoch ist es schwierig modern zu sein, wenn der Mann nach wie vor den Löwenanteil verdient.“ (ID 233, Frau, Wert 3 - mittel)

Aus diesen Zitaten geht hervor, dass die Wahl ein und derselben Kategorie auch aus unterschiedlichen Gründen erfolgen kann. Im Forschungsalltag ist es oft nicht möglich zu erfassen, warum sich die Studienteilnehmer/innen für eine bestimmte Ausprägung entschieden haben. Für die aus den Daten abzuleitenden Schlussfolgerungen ist dies jedoch von Bedeutung. Kennt man die Beweggründe der Befragten nicht, bleibt die Interpretation der Ergebnisse meist auf einer oberflächlichen Ebene und kann dazu führen, dass falsche Schlüsse gezogen werden.

Begriffsdimensionen

Ein weiterer zentraler Aspekt bei der inhaltlichen Interpretation von Daten bezieht sich auf die Bedeutung eines Begriffs. Oftmals haben – auch scheinbar eindeutige – Begriffe für unterschiedliche Menschen verschiedene Bedeutungen. Insofern ist es wichtig zu verstehen, welches Begriffsverständnis die Studienteilnehmer/innen den jeweiligen Antworten zugrunde legen. Besteht seitens der Forschenden kein Wissen darüber, womit die Befragten einen Begriff inhaltlich füllen, ist der Raum für Interpretation schier endlos. Für die vorliegende Studie stellt sich daher die Frage: Was verstehen die befragten Eltern unter traditionell beziehungsweise modern?

Rollenverständnis

Die primäre Dimension, anhand derer die Studienteilnehmer/innen die Begrifflichkeiten „traditionell

und modern“ aufspannen, ist ganz allgemein das geschlechtsspezifische Rollenverständnis der befragten Mütter und Väter. Dabei geht es zunächst um die Aufgabenverteilung von Frau und Mann sowohl bei der innerfamiliären Betreuungsarbeit als auch bei der außerhäuslichen Erwerbsarbeit. Die Erklärung der Teilnehmer/innen, was sie darunter verstehen, wenn sie sich als eher traditionell oder als eher modern einschätzen, erfolgte zum Teil auf sehr allgemeiner Ebene und gibt häufig gängige, gesellschaftliche Rollenstereotype wieder.

„Traditionell: Mutter ist alleine für Betreuung des Kindes/der Kinder, Haushalt, zuständig und bleibt bis zum Schuleintritt zuhause. Modern: Beide Elternteile kümmern sich ungefähr im gleichen Ausmaß um Kinder und Haushalt. Beide haben die Möglichkeit einer Arbeit/Ausbildung nachzugehen.“ (ID 48, Frau, Wert 4 – eher modern)

„Traditionell: Mutter trägt Hauptlast bei der Kinderbetreuung und im Haushalt. Modern: Vater unterstützt nach Kräften und es gibt kaum etwas, das nicht auch teilweise vom Vater abgedeckt wird“ (ID 1174, Mann, Wert 2 – eher traditionell)

Ein Großteil der Befragten bleibt jedoch nicht auf einer allgemeinen Beschreibungsebene, sondern bezieht sich auf das in der eigenen Familie gelebte Rollenmodell. Dabei wird deutlich, welche Geschlechtsrollenbilder den Familienalltag prägen und ob die Mütter und Väter mit dem gewählten Modell zufrieden beziehungsweise unzufrieden sind.

„Ich bin derzeit traditionelle Vollzeit-Mutter und Vollzeit-Hausfrau, möchte mich derzeit auch ausschließlich um mein Kind kümmern, möchte aber in Zukunft wieder arbeiten und hoffe auf bestmögliche Vereinbarung von Kind, Haushalt und Arbeit.“ (ID 228, Frau, Wert 3 – mittel)

„Meine Freundin geht genauso einer Berufstätigkeit nach wie ich. Ich nehme sie als Individuum wahr, die ein Recht darauf hat, ihre Träume und Ziele zu verwirklichen und aufgrund der Mutterschaft nicht dazu verdammt ist, ewig nur in der Küche zu hocken und sich um die Erziehung der Kinder zu kümmern. Sie kann leider besser kochen und zusammenräumen und macht das auch gerne, wenn sie Zeit hat. Außerdem hat sie mehr Geduld in der Erziehung als ich, weshalb wir im Grund doch wiederum recht traditionell sind. Trotz allem hat sie eine bessere Ausbildung als ich und verdient dementsprechend auch das Brot!“ (ID 1910, Mann, Wert 4 – eher modern)

Kinderbetreuung und Kindererziehung

In die Beschreibung fließt häufig die Frage nach möglichen Konsequenzen einer Erwerbstätigkeit der Mutter für die Erziehung und die Entwicklung der Kinder ein. Hier bildet sich der gesellschaftliche Diskurs in Bezug auf die Frage ab, ob es für Kleinkinder neben der Mutter beziehungsweise dem Vater noch andere Betreuungspersonen geben soll und welche Auswirkungen eine Fremdbetreuung auf das Wohlergehen von jungen Kindern hat.² Je nach Lebenssituation thematisieren die Studienteilnehmer/innen primär die positiven beziehungsweise die negativen Aspekte einer außerfamiliären Kinderbetreuung im frühen Kleinkindalter.

„Ich sehe es nicht mehr als schlecht an, das Kind so zeitig in die Kinderkrippe zu geben. Meine Tochter startete die Krippe mit 17 Monaten, ich startete wieder in den Beruf nach 21 Monaten zu Hause. Finanziell hätte ich nicht länger zu Hause bleiben können, aber das war in Ordnung, denn nach 21 Monaten freute ich mich wieder auf den Beruf. Außerdem fing ich woanders an zu arbeiten. Zu modern fühle ich mich aber nicht, denn schon nach einem Jahr zu arbeiten, wäre mir zu früh gewesen.“ (ID 209, Frau, Wert 3 – mittel)

In der Erklärung zu ihrem Verständnis von traditionell oder modern eröffnen die befragten Eltern eine weitere Dimension und beziehen sich auf ihre Vorstellungen in Bezug auf die Kindererziehung und den Umgang mit ihren Kindern. Die Mütter und Väter beschreiben, welche Werte für sie in der Kindererziehung wichtig sind und nach welchen Prinzipien und Regeln der Familienalltag gestaltet wird. Hierbei wird teilweise Bezug genommen auf die eigene Kindheit und die Erziehungsmuster der eigenen Eltern, die im Zuge der eigenen Elternschaft reflektiert und auch teilweise modifiziert werden.

„Würde meinen, dass ich eine Mischung aus traditioneller und moderner Erziehung verfolge: Unter traditionell verstehe ich die klassischen (Grund-) Werte, die auch mir als Kind bereits vermittelt wurden (Freundlichkeit, Höflichkeit, Soziales Verhalten, Dankbarkeit, Rücksichtnahme, Toleranz etc.). Ich verstehe darunter aber auch, mein Kind bis zu einem gewissen Alter von modernen Medien möglichst fern zu halten, solange diese das Kind in der Entwicklung nicht fördern beziehungsweise dem Kind nicht guttun (TV, Handy, PC, Tablet etc.) Unter modern verstehe ich zum Beispiel, dass man sein Kind nicht völlig streng erzieht, sondern diesem auch viele Freiräume lässt. Antiautoritäre Erziehung ist für mich modern.“

² Die Studie richtete sich an Eltern mit (zumindest) einem unter dreijährigen Kind. Rund 68 % der Befragten gaben an, dass ihr jüngstes Kind zum Befragungszeitpunkt maximal 1,5 Jahre alt war.

Modern heißt für mich aber auch, aktuelle Themen in Gesellschaft, Politik, Umwelt, Welt etc. aufzugreifen und das Kind Stück für Stück darüber aufzuklären.“ (ID 70, Frau, Wert 3 – mittel)

„Ich sehe es eher als Mix aus traditionell und modern. Wir legen großen Wert, den Kindern Traditionen nahezu legen (kroatischen Ursprungs), Religion etc. Auf der anderen Seite leben wir auch ‚modern‘. Ich versuche alles ‚Gute‘ aus meiner eigenen Kindheit (Erziehungsmethoden meiner Eltern) auch meinen Kindern weiterzugeben. Alles, was ich als ‚veraltet‘ und nicht ‚gut‘ befinde, lerne ich meinen Kindern natürlich neu und nicht so, wie ich es damals erlebt habe.“ (ID 155, Frau, Wert 3 – mittel)

Intergeneratives Zusammenleben

In ihrer Selbstdefinition als „modern beziehungsweise traditionell“ beziehen sich die Studienteilnehmer/innen auch auf das intergenerative Zusammenleben in der Gesellschaft und beschreiben somit eine weitere Bedeutungsdimension. Sozusagen mit einem wertenden historischen Blick halten sie Rückblick beziehungsweise Vorschau, indem sie vergleichen, wie frühere Generationen zusammengelebt haben und wie dies heutige tun. Einigkeit besteht darin, dass man als positiv erachtete, alte Werte übernimmt, sich jedoch an die Gegenwart anpassen muss. So machen es gesellschaftliche Entwicklungen wie zum Beispiel neue Medien heutzutage erforderlich, dass sich die „ältere“ Generation an der jüngeren orientiert.

„Traditionell wie gewohnt leben, modern mit der neuen Generation Schritt zu halten.“ (ID 144, Frau, Wert 3 – mittel)

„Wir sind selbst am Land und auf einem Bauernhof aufgewachsen und unsere Kinder tun dies auch. Auch meine Eltern (also Großeltern) leben bei uns am Hof und dadurch ist das eher eine Mischung zwischen Tradition und Moderne.“ (ID 59, Frau, Wert 3 – mittel)

Fazit

Anhand der Begriffe „traditionell – modern“ konnte gezeigt werden, dass die Rekonstruktion der Begriffe in der alltäglichen Kommunikation einen enormen Interpretationsspielraum mit sich bringt. Die meisten Studienteilnehmer/innen platzierten sich bei der Selbsteinschätzung zwischen den Polen traditionell beziehungsweise modern und bezogen nur bedingt eine eindeutige Position. Zur Erklärung der Positionierung wurde das eigene geschlechtsspezifische Rollenverständnis sowie das in der eigenen Familie

gelebte Rollenmodell herangezogen. Aber auch das Wohlergehen der Kinder in Bezug auf die Gestaltung der Bildung und Betreuung von (Klein)Kindern sowie die Vorstellungen über die Kindererziehung wurden thematisiert. Eine weitere Dimension wurde mit dem intergenerationalen Zusammenleben in unserer Gesellschaft eröffnet.

Die hier deutlich gewordene Vielfältigkeit in den unterschiedlichen Bedeutungen beziehungsweise Konstruktionen von Begriffen, mit denen unsere Gesellschaft operiert, galt es zu verdeutlichen. Häufig nehmen Wissenschaft, Politik und Medien die in den vielen Bedeutungsdimensionen zum Ausdruck kommenden, gesellschaftlichen Ambivalenzen nicht wahr und reagieren mit Verkürzungen und Polarisierungen. Bestehende Stereotype, vor allem in der Realisierung der vielfältigen Lebens- und Familienformen, werden somit weiter verfestigt. Wissenschaft, Politik und Medien sind daher gefordert, differenziertere und die Ambivalenzen der Menschen aufnehmende Bilder, Leitvorstellungen und Modelle weiter zu entwickeln. Diese müssen nicht nur der Lebensrealität der Menschen entsprechen, sondern sich auch als geeignet erweisen, Spannungen aufzulösen, die sich durch die vielfältigen Anforderungen bei der Gestaltung familialer Beziehungen ergeben, zum Beispiel Geschlechtergerechtigkeit, Vereinbarkeit, Sicherung des Wohles des Kindes. ■

Kontakt

christiane.rille-pfeiffer@oif.ac.at
olaf.kapella@oif.ac.at

Zu den Autoren

Dr. Christiane Rille-Pfeiffer ist Soziologin am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien.

Dr. Olaf Kapella ist Sozialpädagoge und Forschungskoordinator am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien.

Die Studie wurde im Auftrag der Arbeiterkammer Niederösterreich durchgeführt.

Literatur

Rille-Pfeiffer, Christiane; Kaindl, Markus; Kapella, Olaf (2020): Kleinkindbetreuung in Niederösterreich. Bedarf und Bedürfnisse von Eltern. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF Working Paper 92). DOI: 10.25365/phaidra.158

Zur Studie

Die Studie „Kleinkindbetreuung in Niederösterreich“ untersuchte mit einem quantitativen Design, welche Lösungen Eltern für die Betreuung ihrer Kleinkinder finden und welche Bedürfnisse und Präferenzen sie diesbezüglich haben. Die Arbeiterkammer Niederösterreich kontaktierte postalisch alle in NÖ wohnenden Mitglieder mit zumindest einem Kind unter drei Jahren, die im 1. Halbjahr 2019 Kinderbetreuungsgeld bezogen haben. Das Anschreiben enthielt den Link zu einer schriftlichen standardisierten Online-Befragung. Die Stichprobengröße betrug 1.957 Personen, die Erhebung fand zwischen September und November 2019 statt.

EinBlick in die Forschung

Warum eigentlich qualitative Forschung?

Zur Geschichte qualitativer Verfahren

VON CHRISTINE GESERICK

Wenn wir gesellschaftliche Entwicklungen begreifen wollen, stellen wir oft Fragen nach Zahlen. Zum Beispiel diese: Wie viele Menschen in Österreich leben in Armut? Mit wie viel Geld müssen sie durchschnittlich auskommen? Sind mehr junge oder ältere Menschen betroffen? Diese Fragen sind legitim und wichtig, um soziale Dynamiken einordnen und politisch darauf reagieren zu können. Doch gerade das Thema Armut zeigt, dass neben dem quantitativen Aspekt (Geld), auch der qualitative entscheidend ist: Was bedeutet Armut im Alltag? Welche Erfahrungen sind damit verbunden?

Diesen Fragen kann man mit standardisierten Fragebögen näherkommen – oder aber man lässt diejenigen erzählen, die von Armut betroffen sind. In ausführlichen Gesprächen erläutern sie ihre Sicht der Dinge, in ihren eigenen Worten, mit ihrer eigenen Schwerpunktsetzung. Solch ein offener, subjektorientierter Zugang eignet sich vor allem dann, wenn über ein Forschungsfeld noch wenig bekannt ist – und genau das war die Geburtsstunde qualitativer Methoden.

Interesse am Fremden und Besonderen

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erwachte in den USA und in Europa ein neues Interesse am „Fremden“. Ethnolog/innen reisten zu fernen, unbekanntem Kulturen und erforschten deren Alltag. Berühmt wurden die Feldforschungen des polnischen Ethnologen Bronisław Malinowski, der ab 1915 längere Zeit bei den Trobriandern in Papua-Neuguinea lebte und die Methode der Teilnehmenden Beobachtung prägte. Eine Kultur könne man erst verstehen, wenn man Teil von ihr werde, so sein Ansatz. Aber auch vor der eigenen Haustür wurde geforscht. In den USA rückten Subkulturen der Großstadt in den Fokus. An der University of Chicago erforschten Soziolog/innen den Alltag von Wanderarbeitern, Straßengang und Glücksspielern. Diese Fallstudien der „Chicago School“ markieren die Institutionalisierung der qualitativ orientierten Sozialforschung (vgl. Heiser 2018: 18f.; Flick 2019: 30ff.). Dabei war es längst nicht nur „Neugier“ am Fremden, sondern ein sozialpolitisches Problembewusstsein, das den soziologischen Blick auf die Lebensbedingungen marginalisierter Gruppen richtete.

„Qualitative Wende“ und Etablierung

Ähnliche Studien entstanden im deutschsprachigen Raum erst ab den 1970er Jahren, sie markierten den Beginn der sogenannten „qualitativen Wende“ (Heiser 2018: 20). Qualitative Verfahren kamen vermehrt zum



Der Ethnologe Bronisław Malinowski bei den Trobriandern, ca. 1917/18
Foto: Billy Hancock (Wikimedia Commons)

Einsatz, wurden diskutiert und weiterentwickelt. Es ging nun nicht mehr nur um die *Beschreibung* sozialer Milieus, sondern um die Entdeckung und *Rekonstruktion* von tieferliegenden Sinnstrukturen, die Verfahren wurden komplexer. Doch erst ab den 2000er Jahren konnten die qualitativen Verfahren einen gleichberechtigten Platz neben den quantitativen einnehmen, erkennbar etwa in der Methodenausbildung im Soziologie-Studium oder auch in ihrer Etablierung auf dem Markt der Auftragsforschung.

Qualitative Forschung am ÖIF

Auch das ÖIF führt seit seinem Bestehen 1994 laufend qualitative Studien durch und verwendet je nach Fragestellung unterschiedliche Methoden. Der qualitative Zugang hat vor allem dort seine Berechtigung, wo es um biografische Erfahrungen oder noch recht unbekannte Erlebenswelten geht. Ein Beispiel ist die Studie zu den Erfahrungen von syrischen und afghanischen Flüchtlingen im Familienkontext (Gesericik u. a. 2019).

Wie wir am ÖIF konkret mit qualitativen Methoden arbeiten, können Sie in den kommenden Ausgaben immer wieder an dieser Stelle lesen. ■

Kontakt

christine.gesericik@oif.ac.at

Zur Autorin

Dr. Christine Gesericik ist Soziologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien.

Literatur

Flick, Uwe (2019): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
Gesericik, Christine; Buchebner-Ferstl, Sabine; Dörfler, Sonja; Kapella, Olaf (2019): Integrationsfaktor Familie. Das Familienleben von Flüchtlingen aus Syrien und Afghanistan. ÖIF-Forschungsbericht. Herausgegeben vom Österreichischen Integrationsfonds.
Heiser, Patrick (2018): Meilensteine der qualitativen Sozialforschung. Eine Einführung entlang klassischer Studien. Wiesbaden: Springer VS.

Frauenförderung durch Arbeitszeitmodelle?

Kaum Fortschritt bei der Geschlechtergleichstellung

VON EVA-MARIA SCHMIDT

In Österreich stehen Frauen und Männern vielfältige Arbeitszeitmodelle offen. Eine aktuelle ÖIF-Studie (Schmidt u. a. 2020) untersuchte, ob dies die Geschlechtergleichstellung am Arbeitsmarkt und bei unbezahlter Arbeit begünstigen könnte. Auf Grundlage von Gruppendiskussionen und Interviews mit insgesamt 30 Arbeitgeber/innen und 25 Arbeitnehmer/innen österreichweit sowie Analysen der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebungen 2008 bis 2018 zeigt sich jedoch ein seit 2008 zunehmend geschlechtsspezifisches Erwerbsverhalten, deutlich geschlechtsspezifische Leitvorstellungen zu bestimmten Erwerbsarbeitsmodellen und damit gleichbleibende geschlechtsspezifische Konsequenzen.

Frauen arbeiten Teilzeit, Männer Vollzeit

Frauen sind seit 2008 zunehmend erwerbstätig, vor allem in Teilzeit mit 20 bis 35 Wochenstunden. Während bei Männern der Anteil an Vollzeitbeschäftigten unabhängig vom Alter deutlich überwiegt, ist dies bei Frauen nur in der Gruppe der 20- bis 29-jährigen erwerbstätigen Frauen mit etwas mehr als 40 % der Fall. Am geringsten ist dieser Anteil bei 35- bis 39-Jährigen mit etwa 29 %. Elternpaare verwirklichen zunehmend und mehrheitlich ein geschlechtsspezifisches Eineinhalb-Verdiener-Modell (Mutter Teilzeit, Vater Vollzeit), während die Verbreitung des Alleinverdiener-Modells (nur Vater in Vollzeit) und des Doppel-Vollzeit-Modells abnimmt (siehe Abbildung).

Die in der Studie rekonstruierten Leitvorstellungen in der Arbeitswelt zeigen, dass das Arbeitszeitmodell „Teilzeit zwischen sechs und 35 Stunden“¹ als typisch und erwartbar für Arbeitnehmerinnen gilt, insbesondere für Frauen mit Kindern. Erfahrungsgemäß wünschen sich diese Teilzeit, und zwar auch langfristig. Ziel aus Unternehmenssicht ist es, diesen Wünschen bestmöglich entgegenzukommen, indem „man die Frauen abholt, wo sie sind, schaut, was ist möglich“.

Das Modell Homeoffice wird nach Geschlecht unterschiedlich genutzt: Je höher das wöchentliche Arbeitspensum ist, desto eher arbeiten Frauen, vor allem jene mit Kindern, regelmäßig zu Hause. Bei Männern ist es umgekehrt, unabhängig davon, ob sie Kinder haben. Flexibles Arbeiten ist in den Leitvorstellungen von vollzeiterwerbstätigen Vätern auch deutlich positiver konnotiert, während „Teilzeitdamen“, die zusätzlich mobiler und flexibler sein möchten, von Arbeitskolleg/

innen und Arbeitgeber/innen als äußerst unflexibel wahrgenommen werden. Frauen gelingt es dadurch weder Gehalts- und Karriereeinbußen noch die Doppelbelastung durch Erwerbs- und Betreuungsarbeit abzufedern.

Frauen in Führungstätigkeiten, die Teilzeit arbeiten, sind eine seit 2008 deutlich wachsende Gruppe (20 bis 27 %), während Männer führende Tätigkeiten immer noch in Vollzeit und zum Teil in Überstunden ausführen. Die Schilderungen in den Gruppendiskussionen und Interviews zeigen, dass Führung in Teilzeit ein bereits recht gängiges, wenngleich auch sehr kritisch beäugtes Modell ist, das vor allem für Frauen vorgesehen ist. Für eine Führungsposition in diesem Rahmen ist ausschlaggebend, dennoch genügend Zeit zu investieren und ausreichend flexibel zu sein. Für Frauen gilt dies als schwierig zu meistern: „Das wird alles sehr sehr schwierig, wenn die kleine Kinder haben. Das kostet dann wieder, braucht man wieder einen Babysitter.“

Abbildung: Erwerbstätigkeit bei Elternpaaren nach Alter des jüngsten Kindes – Veränderung 2008–2018

in %	0- bis 1-jähriges Kind	2- bis 5-jähriges Kind	6- bis 9-jähriges Kind	10- bis 14-jähriges Kind	15- bis 17-jähriges Kind
Mutter Teilzeit Vater Vollzeit	12,5 < 14,0	43,4 < 54,1	50,2 < 55,8	48,6 < 52,4	39,0 < 44,3
Mutter nicht erwerbstätig Vater Vollzeit	72,0 > 65,4	31,9 > 22,1	21,2 > 13,2	15,8 > 9,7	13,2 > 10,5
beide Teilzeit	0,6 < 1,6	2,1 < 3,5	1,8 < 3,3	1,4 < 3,0	1,8 < 3,6
beide Vollzeit	2,5 < 3,4	12,9 > 9,1	19,2 > 17,5	24,9 > 22,7	34,4 > 27,0

Quelle: Mikrozensus 2008, 2013 und 2018; eigene Berechnung ÖIF

ROT: 2008 bis 2018 ist der Anteil an Paaren mit einem jüngsten Kind im Alter von 0 bis ein Jahr, bei denen die Mutter Teilzeit und der Vater Vollzeit arbeiteten, von 12,5 % auf 14 % gestiegen.

ORANGE: 2008 bis 2018 ist der Anteil an Paaren mit einem jüngsten Kind im Alter von 15 bis 17 Jahren, bei denen Mutter und Vater Vollzeit arbeiten, von 34,4 % auf 27 % gesunken.

Kollektive Leitvorstellungen

in Gruppendiskussionen und Interviews

Teilzeit- und andere Arbeitszeitmodelle werden als für Frauen notwendig dargestellt und mit der recht selbstverständlich zugeschriebenen Hauptverantwortung für die Kinderbetreuung und Kinderversorgung begründet. Dies entspräche zudem ihren Bedürfnissen und Idealvorstellungen. Das Stundenausmaß und die Vereinbarkeit mit der Kinderbetreuung wird im individuellen Handlungsspielraum der Frauen selbst angesiedelt, in den nicht eingegriffen werden sollte.



Schmidt, Eva-Maria; Kaindl, Markus; Mazal, Wolfgang (2020): Frauen in der Arbeitswelt. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF Forschungsbericht 32).

¹ Wörtliche Zitate aus den Gruppendiskussionen oder Interviews zur Studie mit Arbeitgeber/innen und Arbeitnehmer/innen sind kursiv und unter Anführungszeichen gesetzt.

Es wird unhinterfragt angenommen und weitgehend nicht problematisiert, dass die Partner dieser Frauen oder Männer mit Kindern im Allgemeinen diese Hauptverantwortung nicht in einem ähnlichen Ausmaß übernehmen. Männer werden nur neben ihrer Vollzeitberufstätigkeit, also abends oder am Wochenende, als verfügbar für die Kinderbetreuung konstruiert. In diesem Rahmen wären sie geeignet, Frauen von ihrer Kinderbetreuungsverantwortung zu entlasten. Dass Männer durch ein höheres Ausmaß an Kinderbetreuung mit entsprechenden Erwerbsanpassungen Frauen eine vollzeitnahe Teilzeit- oder Vollzeitberufstätigkeit beziehungsweise Frauen Karriere oder Führungspositionen ermöglichen könnten, wird nicht diskutiert. Selbst „die eine und die andere Großmutter“, die „Nanny“ oder „Babysitterin“ werden noch eher damit in Verbindung gebracht als der Vater des Kindes beziehungsweise der Partner der Frau.

Für Frauen wird Vollzeit oder vollzeitnahe Teilzeit durch flexiblere Erwerbsarbeitsmodelle nur in Ausnahmefällen konstruiert, ebenso erscheinen ökonomische Beweggründe dafür nicht legitim – maximal für Alleinerziehende, obwohl diese keinen Partner haben, mit dem sie sich die Betreuung teilen könnten. Für Männer wird dies im Gegensatz dazu als Normalfall konstruiert.

Teilzeitarbeit bleibt unhinterfragt

Die Schlussfolgerung und Forderung daraus lautet, dass einerseits vor allem „frauenlastige“ Unternehmen Frauen verschiedenste Teilzeitmodelle anbieten müssten und andererseits den Frauen durch – langfristige – Teilzeiterwerbstätigkeit auch kein Nachteil entstehen dürfe. Daher müssten beispielsweise Karriere und Führungspositionen auch in Teilzeit möglich sein. Die Teilzeiterwerbstätigkeit von Frauen an sich bleibt aber unhinterfragt.

Auch Betreuungs- und Bildungsinstitutionen und deren Ausbau würde – so der Tenor – vor allem Frauen zugutekommen, aber für Männer eher irrelevant sein. Gleichzeitig wird aber auch nur Frauen die damit zusammenhängende Verantwortung für das Kindeswohl zugeschrieben, wie folgendes Zitat einer Arbeitgeberin erkennbar macht, das für das Erwerbsausmaß eines Vaters in leitender Tätigkeit wohl eher undenkbar wäre:

„Ich weiß nicht, auf welches Wohl das dann zurückfällt. Wenn ich Kinder bekomme und diese Kinder müssen praktisch immer – und Vollzeit heißt ja nicht 40 Stunden sondern vielleicht 50 und mehr Stunden – sind das dann meine Kinder oder die Kinder von irgendwelchen Fremden, die einfach dann die Betreuung dieser Kinder übernehmen. Ich glaube, dass man da einfach schauen muss, dass Führung in Teilzeit möglich ist.“

Teilzeit fördert Frauendiskriminierung

Die Studie zeigt auf, wie das breite Angebot an Erwerbsarbeitsmodellen und die Strategie von Unternehmen, Frauen in ihren Bedürfnissen entgegen zu kommen, geschlechtsspezifische Verantwortlichkeiten und Kompetenzen eher reproduziert als sie zu verändern. Zudem wird die Teilzeitkultur und statistische Diskriminierung von Frauen befördert: Frauen werden als (potenzielle) Mütter mit zu erwartender Erwerbsunterbrechung, Stundenreduktion, geringerer Flexibilität und geringerer Karriereorientierung angesehen und auch so behandelt. Dies ist für Männer als (potenzielle) Väter nicht annähernd so feststellbar. Die Norm der Teilzeit für Frauen bleibt bestehen, sogar im Rahmen von Führungspositionen, während die Norm des (männlichen) vollzeiterwerbstätigen Arbeitnehmers als ideale Arbeitskraft, die am ehesten in höhere Positionen aufsteigt, verstärkt wird.

Frauen übernehmen in diesem Rahmen weiterhin vorwiegend und hauptverantwortlich die unbezahlte Versorgungsarbeit neben ihrer Erwerbstätigkeit. Eindeutig belegte, langfristige Einkommenseinbußen und Nachteile in der Karriereentwicklung bleiben so weiterhin bestehen. Zunehmende Wahlmöglichkeiten bei der Organisation von Erwerbsarbeitszeit verstärken zudem die Vorstellung, dass die Verantwortung für diese Konsequenzen bei den Frauen selbst liegt, die sich dafür entscheiden.

Wie Gleichstellung erreicht werden kann

Für erhöhte Geschlechtergleichstellung in der Arbeitswelt – das heißt, für ähnliche langfristige ökonomische Autonomie – wären eine forcierte Entkoppelung der Männer von automatisch zugeschriebener Vollzeitberufstätigkeit sowie eine Entkoppelung der Frauen von automatisch zugeschriebener Hauptverantwortung für die Kinderbetreuung zielführend. ■

Literatur

Schmidt, Eva-Maria; Kaindl, Markus; Mazal, Wolfgang (2020): Frauen in der Arbeitswelt. Erwerbsarbeitsmodelle und deren Potenzial für Frauenförderung und Geschlechtergleichstellung. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF Forschungsbericht 32). DOI: 10.25365/phaidra.160

Kontakt

eva-maria.schmidt@oif.ac.at

Zur Autorin

Frau Dr. Eva-Maria Schmidt ist Soziologin und Ethnologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung an der Universität Wien.

Zur Studie

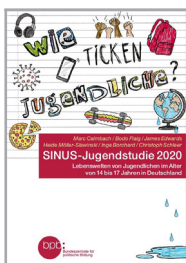
Im Mittelpunkt der Studie standen einerseits das generelle Erwerbsverhalten von Frauen, sowie andererseits allgemeine Leitvorstellungen darüber, wie Frauen arbeiten sollten. Die Datengrundlage waren Gruppendiskussionen und Interviews mit insgesamt 30 Arbeitgeber/innen und 25 Arbeitnehmer/innen österreichweit sowie Analysen der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebungen 2008 bis 2018.



Digitale Medien und Familienkultur Pädagogische Ansätze und prämierte Projekte

Digitale Medien prägen das Familienleben 2020: Pizza kommt per Sprachassistent, Freunde werden im Videocall kontaktiert, Eltern kontrollieren Kinder mit Babycam oder GPS-Tracker. Algorithmen sind alltäglich und durch die Kontaktbeschränkungen haben sich Medienerfahrungen verdichtet. Welche pädagogischen Antworten gibt es darauf? Wie eignen sich Kinder digitale Medien an und welche Onlineerfahrungen machen sie? Wie steht es um Kinderrechte und Datenschutz? Dieses Buches gibt forschungsbasierte Antworten auf diese Fragen, bietet Anregungen für die medienpädagogische Arbeit mit Familien und stellt acht prämierte medienpädagogische Projekte vor.

Publikation: Gross, Friederike von; Röllecke, Renate (Hg.) (2020): Familienkultur smart und digital. Ergebnisse, Konzepte und Strategien der Medienpädagogik. Beiträge aus Forschung und Praxis. Prämierte Medienprojekte. München: kopaed (Dieter-Baacke-Preis, 15). ISBN 978-3-86736-578-9.



Wie Jugendliche 2020 ticken SINUS-Jugendstudie zeigt Lebenswelten von 14- bis 17-Jährigen

Jugendliche in Deutschland: Wie erleben sie den Alltag? Welche Werte haben sie? Welche Lebensentwürfe verfolgen sie? Wie stehen sie zu Politik, Gesundheit, Sport, Berufswahl und Partizipation in der Schule? Mit Hilfe der Sinus-Milieus wurde die Vielfalt der Lebenswelten in Deutschland typologisch verdichtet, damit Jugendangebote zur politischen Bildung oder gesundheitlichen Aufklärung zielgruppenspezifisch angelegt werden können. Ein Sonderkapitel zur Corona-Krise zeigt, wie Jugendliche die Veränderungen wahrnehmen und welchen Einfluss diese Ausnahmesituation auf ihre Zukunftsperspektiven, ihr politisches Interesse und ihr Gesundheitsverhalten hat.

Publikation: Calmbach, Marc; Flaig, Bodo; Edwards, James; Möller-Slawinski, Heide; Borchart, Inga; Schleer, Christoph (2020): SINUS-Jugendstudie 2020. Wie ticken Jugendliche? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. ISBN 978-3-7425-0531-6.

Download: www.bpb.de/311857



Was pflegende Angehörige brauchen Erwartungen an professionelle Akteure und Angebote

Pflege und Betreuung zu Hause liegt überwiegend bei Angehörigen. Unterstützungsmöglichkeiten sind in Deutschland gut ausgebaut, dennoch erreichen viele Angebote die Zielgruppe nicht. Oft sind Leistungen pflegenden Angehörigen unbekannt und die Angebotsstruktur wird als unübersichtlich empfunden. Ziel des Buches ist es, Ansätze zur künftigen konzeptionellen Ausgestaltung dieser Angebote zu finden. Auf der Grundlage von fünf inhaltlich verbundenen Forschungsprojekten werden, mit Fokus auf genderspezifische Pflegearrangements, die Erwartungen pflegender Angehöriger an professionelle Akteure und Angebote vorgestellt.

Publikation: Latteck, Anne-Dörte; Seidl, Norbert; Büker, Christa; Marienfeld, Senta (Hg.) (2020): Pflegende Angehörige. Genderspezifische Erwartungen an soziale Unterstützungssysteme. Leverkusen-Opladen: Barbara Budrich. ISBN 978-3-8474-2285-3.

impresum

Medieninhaber: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien
1010 Wien, Grillparzerstraße 7/9 | www.oifac.at/impresum | **Kontakt:** beziehungsweise@oifac.at
Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal | **Redaktion:** Dr. Isabella Hranek, Mag. Rudolf K. Schipfer, Irmgard Lercher Barton
Fotos und Abbildungen: ÖIF (S. 1, 2, 6) | Billy Hancock (S. 5) | kopaed, Bundeszentrale für politische Bildung, Budrich (S. 8)

Gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Arbeit, Familie und Jugend über die Familie & Beruf Management GmbH sowie der Bundesländer Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Vorarlberg und Wien.

Grundlegende Richtung des Werks nach § 25 (4) MedienG:

Diese Zeitschrift informiert über Publikationen, Projekte und Aktivitäten des ÖIF sowie über familienrelevante Themen und Studien auf nationaler und internationaler Ebene in unabhängiger, wissenschaftlicher und interdisziplinärer Form.